CELLE • CELLER LAND • LÜNEBURGER HEIDE

HEIMAT 2027

Leseprobe

Stand: Oktober 2026



18 Geschichten und Entdeckungen

Das Hoppener-Haus – seine Schnitzereien neu gedeutet

Eine Nacht am brennenden Bohrturm – ein Augenzeuge berichtet

100 Jahre Bieneninstitut Celle u.v.m.

A4-Wandkalender · Lesemagazin · 12 monatliche Hörgeschichten

Audio-Kalender .de

Mit HEIMAT 2027 erscheint erstmals ein Wandkalender, der zugleich ein Lesemagazin ist. Er möchte durch das Jahr begleiten – mit Bildern, Geschichten und monatlichen Hörgeschichten aus Celle, dem Celler Land und der Lüneburger Heide.

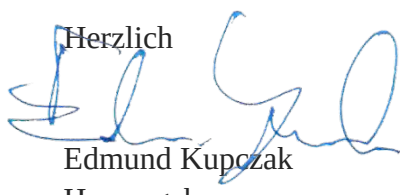
Entstanden ist HEIMAT aus der Freude am Entdecken. Hinter vielem, das vertraut scheint, verbergen sich Geschichten, Fragen und Spuren, die es verdienen, noch einmal betrachtet zu werden. Manches findet sich in alten Büchern und Archiven, manches in Museen oder in der Landschaft. Und manchmal beginnt eine Geschichte einfach mit einem aufmerksamen Blick.

HEIMAT 2027 lädt dazu ein, genauer hinzusehen. Nicht alles muss groß oder berühmt sein, um interessant zu sein. Gerade das Nahe, Übersehene und über lange Zeit Selbstverständliche kann überraschend viel erzählen.

Dabei soll HEIMAT nicht allein von einer Redaktion leben. Wer alte oder neue Fotografien aus der Region bewahrt, eine Geschichte, Erinnerung oder Entdeckung beisteuern möchte, ist herzlich eingeladen, sich zu beteiligen. Je mehr unterschiedliche Blicke zusammenkommen, desto lebendiger kann das Bild unserer Heimat werden. Und desto mehr gibt es auch künftig zu entdecken.

Ich wünsche Ihnen viel Freude mit HEIMAT 2027 – beim Lesen, Schauen, Hören und Wiederentdecken, Monat für Monat.

Herzlich



Edmund Kupczak
Herausgeber

HEIMAT 2027

Inhalt

Vorwort / Ferienkalender ..... 3 / 6

Inhaltsverzeichnis 4-5

Entdeckungen

Das Hoppener-Haus (erstmalige Entschlüsselung der Schnitzereien, Teil 1) 5

Das Museum mit dem verschwundenen Turm (Bomann-Museum) 17

Das Geheimnis der Bienenkörbe 42

Vom Beschenkten zum Bauherrn (Was war Simon Hoppener wirklich?) 47

Aus den Museen

Die Zwiebackschneidemaschine 58

Geschichte

Von der Stechbahn zu den Armen Rittern 23
Rezept: Arme Ritter 26

Im deutschen Erdölgebiete
Hermann Löns über die Erdölregion im Jahr 1910 52

Eine Nacht am brennenden Bohrturm
Die Erdölkatastrophe von Nienhagen 1934 55

Der Heiler der Erde (Albrecht Thaer) 60

Zwei Denkmale für Albrecht Daniel Thaer 62

Das Franzosengrab bei Lachendorf 72

Alte Bücher erzählen

Was bleibt
Eine Familiengeschichte, ein altes Lesebuch und die Geschichte vom Jockli 27

Das Osterfest
Ostern, Schule und Kindheit im Jahr 1907..... 31

Aus der Nachbarschaft

Bad Lüneburg 35

Unterwegs

Auf der Suche nach Erika 37

Der Wollteppich 65

Augen auf!

Es ist ein Kraut gewachsen 15

Zum Schluss

Freunde des Magazins 17

Bildnachweise & Impressum 79-80

Bildtafeln & Wand-Kalender

14 Bildtafeln zu den Beiträgen
Wandkalender 2027

Schulferien in Niedersachsen



Weihnachtsferien 2026/27: ..... 23. Dezember 2026 bis 9. Januar 2027

Halbjahresferien: .....1. bis 2. Februar 2027

Osterferien: ..... 22. März bis 3. April 2027

Freitag nach Christi Himmelfahrt: .....7. Mai 2027

Pfingstferien: .....18. Mai 2027

Sommerferien: ..... 8. Juli bis 18. August 2027

Herbstferien: ..... 16. bis 30. Oktober 2027

Weihnachtsferien 2027/28: ..... 23. Dezember 2027 bis 8. Januar 2028

Alle Angaben nennen den ersten und letzten Ferientag einschließlich.

Quelle: Niedersächsisches Kultusministerium, „Übersicht über die Schulferien in Niedersachsen“, Schuljahre 2024/25 bis 2029/30, abgerufen am 4. Oktober 2026.

Planetengötter und Drachenwesen

Neue Betrachtungen zur Symbolik des Hoppener-Hauses

Das Haus mit den vielen Gesichtern

Wer heute durch die Celler Altstadt spaziert, bleibt früher oder später fast zwangsläufig vor einem ganz bestimmten Gebäude stehen: dem Hoppener-Haus in der Poststraße. Kaum ein anderes Fachwerkhaus zieht die Blicke so sehr auf sich wie dieser farbenprächtige Giebel. Viele Besucher bleiben davor stehen, schauen nach oben und versuchen zu verstehen, was sie dort eigentlich sehen. Und selbst viele Celler werfen im Vorübergehen immer wieder einen Blick auf die Fassade.

Errichtet wurde das Hoppener-Haus im Jahr 1532 und zählt heute zu den beeindruckendsten Fachwerkhäusern der Celler Altstadt. Die Reliefs mit ihren zahlreichen Figuren, Fratzen, Drachen und ornamentalen Schnitzereien an der Giebelfront zeigen einen faszinierenden Übergang zwischen spätmittelalterlicher Gotik und früher Renaissance. Experten vermuten, dass die kunstvollen Arbeiten aus der Werkstatt des Braunschweiger Meisters Simon Stappen stammen könnten.

Ein steinernes Bilderbuch der Renaissance

Wer den Blick länger über die Fassade wandern lässt, erkennt schnell: Hinter den Schnitzereien könnte mehr stecken als bloße Dekoration. Nach heutiger allgemeiner Auffassung spiegeln die Darstellungen vor allem das Weltbild der Renaissance wider – also eine Zeit, in der christlicher Glaube, antike Mythologie, Aberglaube, Moralvorstellungen und gesellschaftliche Ordnung eng miteinander verwoben waren. Die Fassadenschnitzereien wirken dadurch beinahe wie ein steinernes Bilderbuch aus dem frühen 16. Jahrhundert.

Neidköpfe, Fratzen und verborgene Botschaften

So finden sich am Haus unter anderem Darstellungen antiker Planetengötter, welche nach damaliger Vorstellung Einfluss auf das menschliche Schicksal nahmen. Andere Figuren sollen auf gesellschaftliche Stände und Berufe ihrer Zeit verweisen. Hinzu kommen als dämonische Fratzen gedeutete Schnitzereien, seltsame Mischwesen und groteske Köpfe,

die nach verbreitetem Volksglauben als sogenannte „Neidköpfe“ dienten – also als Schutzsymbole gegen Unglück, Neid und böse Kräfte. Daneben sieht man nach heutiger Lesart auch humorvolle und närrische Figuren, welche offenbar das damals beliebte Narrentum und die Freude an satirischen Darstellungen widerspiegeln sollten.

Drachenwesen oder Krokodil?

Besonders faszinierend wirken dabei die zahlreichen drachen- und reptilienartigen Wesen. Manche erscheinen beinahe dämonisch, andere erinnern eher an fantastische Tiere aus mittelalterlichen Erzählungen. Tatsächlich glauben manche Betrachter, in einzelnen Schnitzereien eine Art Krokodil erkennen zu können. Was heute zunächst ungewöhnlich klingt, wäre für die Menschen des 16. Jahrhunderts aber keineswegs abwegig gewesen.

Denn Krokodile waren damals durchaus als Vorstellung und Symbol bekannt – auch ohne dass jemals jemand in Celle ein echtes Tier gesehen haben musste. Bereits seit dem Mittelalter verbreiteten sich sogenannte Bestiarien, also reich illustrierte Tierbücher, in denen exotische Tiere, Drachen und Fabelwesen dargestellt wurden. Das Krokodil erschien dort häufig in stark stilisierter oder drachenähnlicher Form und galt weniger als zoologisches Tier denn als moralisches Symbol.



Drachenwesen oder Krokodil? Oder: „das alles verschlingende Böse“?

Viele Schnitzereien des Hoppener-Hauses geben bis heute Rätsel auf.

Hinzu kam die christliche Bildsprache der Zeit. Wegen seines großen, zahnbewehrten Mauls wurde das Krokodil oft mit dem „Höllenschlund“ in Verbindung gebracht – also mit Vorstellungen vom verschlingenden Bösen. Auch die später sprichwörtlich gewordenen „Krokodilstränen“ standen bereits sinnbildlich für Heuchelei und Täuschung. Da am Hoppener-Haus zahlreiche Fratzen, Drachen und möglicherweise moralische Warnbilder erscheinen, würde sich eine solche Darstellung durchaus in das symbolische Gesamtprogramm der Renaissancezeit einfügen.

Als die Welt plötzlich größer wurde

Besonders spannend ist dabei der zeitgeschichtliche Hintergrund des Hauses. Das Hoppener-Haus entstand nämlich genau in jener Epoche, in der Europa begann, die Welt völlig neu wahrzunehmen. Nur zehn Jahre vor dem Bau des Hauses, im Jahr 1522, kehrten die letzten Schiffe der Expedition Ferdinand Magellans von der ersten Weltumsegelung zurück. Die Menschen Europas erfuhren plötzlich von bislang kaum bekannten Kontinenten, fremden Kulturen und exotischen Tieren. Die Welt schien innerhalb weniger Jahre größer geworden zu sein.

Gerade in Handels- und Verwaltungsstädten verbreiteten sich solche Nachrichten erstaunlich schnell. Gedruckte Flugblätter, Reiseberichte und Erzählungen von Kaufleuten sorgten dafür, dass Berichte über Afrika, Amerika oder fremdartige Tiere selbst

Von der Stechbahn zu den Armen Rittern

Vor der Celler Stadtkirche steigen die Fontänen des Wasserspiels aus dem Boden und laufen aufeinander zu. Wenige Schritte weiter stehen am Museumscafé Nachbildungen alter Turnierlanzen. Zwischen Schloss, Kirche und Bomann-Museum erinnern diese Gestaltungselemente daran, woher die Stechbahn ihren Namen hat: Einst traten hier Reiter gegeneinander an, geschützt durch Rüstungen und mit langen Lanzen bewaffnet.

Die Turniere sind jedoch älter als die Bezeichnung des Platzes. In städtischen Unterlagen erscheint erst 1590 der Name „Stechelbane“. Zuvor orientierte man sich an der nahe gelegenen Stadtkirche und sprach etwa von einem Ort „kegen der Kirchen“, also gegenüber der Kirche. Gegen Ende des 17. Jahrhunderts setzte sich allmählich „Stechbahn“ durch. Vermutlich fanden die Wettkämpfe aber nicht auf dem gesamten heutigen Straßenzug statt, sondern nur auf dessen westlichem Teil, näher an der Vorburg. Der Name der eigentlichen Turnierbahn ging später auf die ganze Straße über.

Achtzehn Turniere auf der Celler Stechbahn

Dass in Celle tatsächlich Turniere ausgetragen wurden, belegt ein außergewöhnliches Zeugnis höfischer Erinnerungskultur. Ein reich illustriertes Turnierbuch, welches Herzog Heinrich dem Mittleren von Braunschweig-Lüneburg (1468–1532) zugeschrieben wird, beschreibt 147 Wettkämpfe. Achtzehn davon wurden auf der Celler Stechbahn ausgetragen.

Ein solches Turnierbuch war jedoch keine Chronik, die möglichst vollständig über das Geschehen eines Landes oder einer Stadt berichten sollte. Es entstand für einen adeligen Auftraggeber und hielt vor allem jene Kämpfe fest, an denen dieser selbst teilgenommen hatte. Verzeichnet wurden der Ort und der Anlass des Turniers, die Gegner und besondere Vorkommnisse. Aufwendig ausgeführte Bilder ließen die Kämpfe noch einmal sichtbar werden. Solche Handschriften waren für einen kleinen, exklusiven Leserkreis bestimmt, in welchem man die beteiligten Personen, ihre Herkunft und ihren Rang kannte.

Das Turnierbuch bewahrt damit nicht nur Namen und Daten. Es führt mitten in eine Welt, in welcher ein Wettkampf zugleich gesellschaftliches Ereignis, öffentliche Bewährungsprobe und persönliche Erinnerung war. Die Celler Stechbahn gehörte nachweislich zu den Orten, an denen diese höfische Turnierkultur gepflegt wurde.

Das Hufeisen und die Sage vom tödlichen Sturz

Gerade an diesem historisch belegten Turnierplatz liegt eine Geschichte im Pflaster, deren Wahrheitsgehalt sich bis heute nicht sicher bestimmen lässt. Vor dem früheren

Apothekengebäude ist ein Hufeisen eingelassen. Wenn sie es finden, stellen sich viele Menschen darauf, richten die Zehen zum Schloss und denken an einen Wunsch. Er soll tatsächlich in Erfüllung gehen, berichtet man, aber nur, wenn zehn Jahre lang niemand von diesem Wunsch erfährt.

Seine eigentliche Bedeutung erhält das Hufeisen jedoch durch eine Celler Sage. Es soll an Herzog Otto V., den Großmütigen, erinnern. Im Jahr 1471, so wird erzählt, sei der Herzog während eines Turniers auf der Stechbahn vom Pferd gestürzt und später an den Folgen des Unfalls gestorben. Die Überlieferung kennt sogar eine besonders dramatische Einzelheit: Eine Lanze habe den Kopf seines Pferdes getroffen und dadurch den Sturz verursacht.

Die Suche nach einem ersten Beleg für diese Sage führt allerdings nicht zu diesem Turnier, sondern zunächst nur in das Celler Schloss. Der braunschweigische Hofhistoriograph Philipp Julius Rehtmeier berichtete 1722, Otto sei dort im Januar 1471 gestorben. Einen vorausgegangenen Unfall auf der Stechbahn erwähnte er nicht.

Ausführlicher begegnet die Geschichte erst 1763 bei Johann Heinrich Steffens. In seiner Celler Stadtgeschichte schrieb er von dem angeblichen Turnierunglück, wies aber zugleich darauf hin, dass die übrigen öffentlichen Nachrichten nichts davon wüssten. Zu seiner Zeit soll im damaligen Zeughaus eine Rüstung für Pferd und Reiter gezeigt worden sein, die man mit Otto verband. Doch selbst Steffens fragte, ob diese Rüstung und das Hufeisen im Pflaster nicht spätere Erfindungen sein könnten.

Seine Zweifel sind bemerkenswert, denn sie zeigen, dass die Geschichte schon damals nicht einfach als gesicherte Tatsache hingenommen wurde. Zugleich belegt Steffens, dass das Hufeisen schon vor 1763 als Erinnerungsstätte bekannt war. Die Überlieferung gehörte zu dieser Zeit also längst zum Gedächtnis der Stadt. Wann sie entstanden ist und welche tatsächliche Begebenheit möglicherweise an ihrem Anfang stand, bleibt jedoch offen.

Auch Hans H. Pöschkos Untersuchung der Turniere in Mittel- und Süddeutschland von 1400 bis 1550 löst das Rätsel nicht. Für das Jahr 1471 nennt seine im Rahmen einer Dissertation angestellten Übersicht ein Gesellenstechen in Frankfurt am Main und ein Turnier in München, jedoch keine Veranstaltung in Celle. Daraus lässt sich aber nicht ohne Weiteres schließen, dass es in diesem Jahr kein Celler Turnier gegeben haben kann. Pöschko verzeichnet nämlich für Celle im Zeitraum von 1400 bis 1550 insgesamt nur zwei Termine, während das Turnierbuch Heinrichs des Mittleren allein achtzehn Wettkämpfe auf der Stechbahn beschreibt. Die Auflistung Pöschkos ist also erkennbar lückenhaft.

Was jedoch aus der Dissertation von Hans H. Pöschko hervorgeht, ist, dass auch im Winter Turniere veranstaltet wurden.

Für den angeblichen Turnierunfall Ottos fehlt somit ein gesicherter Nachweis. Widerlegt ist er damit aber ebenfalls nicht. Zwischen dem belegten Sterbeort im Celler Schloss, dem schon 1763 bekannten Hufeisen und der erst spät schriftlich greifbaren Unfallgeschichte bleibt ein Raum, den seit Jahrhunderten die Sage ausfüllt.

Auf der Suche nach Erika

Vom Vergnügen, ohne großen Plan loszuziehen
und dabei mehr zu entdecken als das,
wonach man eigentlich gesucht hat.

Es gibt Ausflüge, bei denen man vorher genau weiß, was man sehen möchte. Und es gibt solche, bei denen man nur eine vage Vorstellung hat, ein Bild im Kopf, eine kleine Notiz aus der Zeitung, vielleicht einen Pflanzennamen, mit dem man bisher nicht viel anfangen konnte.

Bei unserer geplanten Fahrt in die Misselhorner Heide ist es die Glockenheide, die ich mir ansehen möchte - jene Pflanze, die viele schlicht für die „Erika“ halten.

Wobei genau das schon der erste Irrtum ist.

Ich hatte mich vor der Wanderung näher mit dieser Pflanze beschäftigt, weil ich ja wissen musste, wonach ich draußen überhaupt suchen sollte. Die Cellesche Zeitung hatte berichtet, dass die frisch erblühte Glockenheide in der Misselhorner Heide zu finden sei. Also begann ich nachzulesen. Und dabei wurde mir klar, dass ich viele Jahre lang einem ganz einfachen Missverständnis aufgesessen war.

Für mich war „Erika“ immer irgendwie „die Heide“; die Heide, die man im August und September auf den großen violett blühenden Flächen der Lüneburger Heide bewundert. Diese Heide kannte ich: genannt „Besenheide“, oder auch einfach „Heidekraut“. Sie bildet die bekannten Teppiche, die im Spätsommer ganze Landschaften violett färbt.

Die Pflanzen, die im Gartencenter als „Erika“ verkauft werden, sahen für mich dagegen völlig anders aus. Ehrlich gesagt: Mit der Heide, wie ich sie kannte, hatten sie für mich überhaupt nichts gemeinsam. Ich hielt sie für gärtnerische Züchtungen, für hübsch gemeinte, aber bloße Zierpflanzen. So ähnlich wie die schrecklich blau oder gar gelb gefärbten Heidepflanzen, die man gelegentlich ebenfalls im Handel sieht und die mit natürlicher Heide wenig oder besser, der Farbe wegen: gar nichts zu tun haben.

Aber hinter dem Namen steckt mehr, als ich vermutet hatte.

„Erika“ ist nämlich nicht einfach eine erfundene Schmuckform für Balkonkästen. Hinter dem Namen steht eine eigene Pflanzengruppe. Zur Gattung Erica gehört auch die Glockenheide, botanisch *Erica tetralix*. Sie ist keine künstlich hervorgebrachte Variante der Besenheide, sondern eine eigene heimische Heidepflanze. Sie sieht anders aus, blüht früher und ist in der freien Natur deutlich schwerer zu finden.

Genau deshalb werden wir suchen müssen.

An einem Sonntag, ein herrlicher Juni-Morgen, war es soweit. Gegen halb acht fuhren wir los, erst zum Bäcker (frische Brötchen holen) sodann durch Hermannsburg hindurch und weiter zum Parkplatz Misselhorner Heide. Vatern und ich, mit meinem Rucksack,

bequemen Wanderstiefeln und – wie sich später leider herausstellte – zu wenig Wasser. Eine Literflasche für jeden reichte zwar, aber nur mit strikter Einteilung; denn es wurde sehr heiß am Tag. Das nächste Mal wird mehr mitgenommen. Man lernt ja dazu.

Der fast leere Parkplatz kündete von noch sehr wenigen Wanderern und das Reiseziel lag herrlich ruhig vor uns. Kein großes Gedränge, kein Ausflugsbetrieb.

Wo sollten wir mit dem Suchen beginnen?

Wir nahmen den erstbesten Weg; dieser war im Verlauf mal fest, mal weniger fest durch den typischen lockeren Heidesand. Daneben hoch gewachsene Kiefern, jene Charakterbäume, die hier in der Lüneburger Heide auch als „Fuhren“ bekannt sind. Und dazu diese weiten Heideflächen und eine besondere Stille, die man nicht beschreiben kann, ohne sofort in Kalenderbildsprache zu geraten. Also lasse ich es lieber bei der bloßen Feststellung: Es ist einfach schön!

Das Gefühl von Hunger macht sich bemerkbar. Also machen wir bei der ersten Bank im Schatten Rast.

Wir breiten für das Frühstück auf der mitgebrachten Decke aus: die frisch gekauften Brötchen, eine Mettwurst zum Selbstabschneiden und ein paar Gewürzgurken. Das ist schon alles. Mehr braucht es manchmal nicht, um rundum zufrieden zu sein. Nur vielleicht, fürs nächste Mal, die Mettwurst besser schon fertig in Scheiben geschnitten mitnehmen. Auf einer Bank in der Heide, mit einem wackeligen Brotbrett auf dem Schoß, ist das Abschneiden zwar möglich, aber es wirkt nicht unbedingt elegant.

Unter der Kiefer, bei der wir unser Frühstückslager aufgeschlagen haben, fällt mein Blick auf den Boden. Dort sind einige kleine Trichter im Sand. Nicht sehr viele, nicht spektakulär. Aber doch genug, um aufmerksam zu werden. Vielleicht sind es zehn oder zwölf. Kleine, sauber geformte Sandkrater, im Durchmesser kaum größer als ein Zwei-Euro-Stück.

Wow. Das sind die Fangtrichter von Ameisenlöwen!

Der Name klingt größer, als das Tier wirklich ist. Und nein: Wenn man sich ganz still verhält, hört man ihn nicht leise brüllen, den Ameisenlöwen. Er ist ja auch kein Löwe im eigentlichen Sinne, sondern die Larve der Ameisenjungfer. Aber wer als Ameise in einen seiner Trichter gerät und mit seinen kräftigen Greifzangen Bekanntschaft macht, darf den Namen durchaus ernst nehmen.

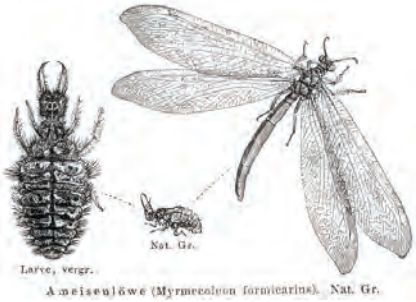
Der Ameisenlöwe sitzt verborgen am Grund des Trichters. Der Sand ist locker, die Wände sind steil. Läuft ein kleines Insekt hinein, rutscht es nach unten. Versucht es wieder hinaufzuklettern, beginnt der Sand nachzugeben. Der Ameisenlöwe kann zusätzlich Sandkörnchen nach oben schleudern, sodass die Beute immer wieder abrutscht. Und unten warten kräftige Zangen auf eine Gelegenheit zum Zuschnappen.

Das Merkwürdige ist: Man sieht meistens nur die Falle. Das Tier selbst bleibt verborgen. Ist der Trichter überhaupt noch bewohnt?

Der Ameisenlöwe lebt im Sand, unscheinbar und für den flüchtigen Blick praktisch unsichtbar. Gerade deshalb sind diese Trichter so faszinierend. Sie sind Spuren eines Lebens, das direkt vor unseren Füßen stattfindet und das man doch nur bemerkt, wenn man den Blick senkt und Acht gibt.

Video:
Die Sandfalle
des Ameisenlöwen

Später wird aus diesem kleinen Räuber ein völlig anderes Insekt, was mit der Lebensweise der Larve nichts mehr zu tun hat. Die erwachsene Ameisenjungfer erinnert dann eher an eine zarte Libelle oder an eine kleine Florfliege. Sie hat durchsichtige, feine netzartig geäderte Flügel, ist meist in der Dämmerung oder des nachts unterwegs und wirkt alles andere als gefährlich. Die Larve dagegen ist ein geduldiger Jäger im feinen Sand.



Ameisenlöwe: Larve und erwachsenes Tier
(nicht maßstabsgerecht)

Das Revier der Ameisenlöwen findet man an vielen trockenen, sandigen, regengeschützten Stellen. Unter Kiefern können die Bedingungen besonders günstig sein. Auch an alten Trockenmauern lassen sich solche kleinen Lebensräume finden, sofern Sand, Wärme und Schutz zusammenkommen.

Trockenmauern sind überhaupt eine eigene Welt. Wer den Begriff „Trockenmauer“ nicht kennt: Gemeint sind Mauern aus aufgeschichteten Natursteinen, die ohne Mörtel gesetzt werden. Für den Menschen ist das die gewünschte Mauer zur Abgrenzung oder Befestigung. Aber auch, wenn die Steine passgenau bearbeitet werden: Zwischen den Steinen bleiben sehr oft Ritzen, Spalten und kleine Hohlräume. Dann wird daraus für Eidechsen, Wildbienen, Spinnen, Käfer, Moose und Mauerpflanzen ein eigener Lebensraum. Wo im Gegensatz dazu eine verfugte Betonmauer alles abschließt, lässt eine Trockenmauer das Leben noch zu.

Mit diesem ersten Erlebnis beenden wir das Frühstück. Zusammenpacken und weiter. Denn unser eigentliches Ziel ist ja die Glockenheide.

Wer in der Heide unterwegs ist, merkt schnell, dass nicht überall Heide wächst, wo man Heide erwartet. Manchmal sieht man große trockene Grasflächen, lückenhaften Bewuchs, bloßen Sand, niedrige Pflanzen und dann denkt man vielleicht: Schade. Hier ist ja gar nichts los, ich wollte doch die Heide sehen?

Besonders Besucher, die nur wegen der großen violetten Heideblüte kommen, könnten von solchen Flächen enttäuscht sein. Man fährt in die Heide, erwartet üppige Blütenteppiche – und steht plötzlich vor etwas, das karg wirkt. Blasse Farben. Keine Pracht. Ganz und gar kein Postkartenmotiv.

Doch oft sind genau diese Flächen ökologisch besonders wertvoll.

Es handelt sich um Magerrasen.

Der Name ist nicht schön, ist aber passend. „Mager“ klingt nach wenig, nach arm, nach unvollständig. Und mit „englischem Rasen“ hat eine solche Fläche nichts zu tun. Tatsächlich meint „Magerrasen“ vor allem: Der Boden ist nährstoffarm. Hier gibt es nicht

Das Geheimnis der Bienenkörbe

Wie aus einer jahrhundertealten Tradition moderne Bienenforschung wurde

An vielen Fachwerkhäusern der Celler Altstadt finden sich kleine Details, die leicht übersehen werden. Schnitzereien, Ornamente und Inschriften erzählen Geschichten aus einer Zeit, als Häuser weit mehr waren als bloße Wohngebäude. Sie waren zugleich Visitenkarte, Statussymbol und Ausdruck des Selbstverständnisses ihrer Besitzer.

Zu den bemerkenswertesten Beispielen gehört das Haus Neue Straße 33.

Zwischen den reichen Verzierungen der Fassade finden sich mehrere bogenförmige Darstellungen, die seit langem als stilisierte Heide-Bienenkörbe gedeutet werden. Direkt daneben verläuft ein sogenanntes Diamantband – ein Schmuckmotiv, das häufig mit Wert, Beständigkeit und Wohlstand in Verbindung gebracht wird.



Bienenkörbe am Giebel
Die Schnitzereien am Haus Neue Straße 33 gelten seit langem als stilisierte Heide-Bienenkörbe. Sie könnten darauf hinweisen, dass die Imkerei für die Bewohner des Hauses eine besondere wirtschaftliche Bedeutung besaß.

Die Kombination wirkt bemerkenswert. Die Bienenkörbe erscheinen nicht als beiläufige Verzierung, sondern als bewusst gewähltes Motiv. Vieles spricht dafür, dass die Bienenhaltung für den Bauherrn eine wichtige wirtschaftliche Rolle spielte. Die mehrfach dargestellten Bienenkörbe wirken beinahe wie ein handwerkliches oder berufliches Erkennungszeichen. Zusammen mit dem Diamantband entsteht das Bild eines Hauses, dessen Bewohner ihren Wohlstand möglicherweise den Bienen und ihren Erzeugnissen verdankten.

Schriftliche Belege dafür fehlen bislang. Doch die auffällige Platzierung der Motive spricht dafür, dass sie mehr sein sollten als bloßer Fassadenschmuck. Die Schnitzereien führen damit unmittelbar in eine Zeit zurück, in der Honig und Wachs zu den wertvollsten Erzeugnissen der Heide gehörten.

Als die Heide summte

Als das Haus im Jahr 1598 erbaut wurde, war die Heide weit mehr als eine romantische Landschaft. Sie war Wirtschaftsraum und Lebensgrundlage.

Die sandigen Böden der Region galten als wenig ertragreich. Die Menschen mussten lernen, aus den Möglichkeiten der Heide das Beste zu machen. Zwei Tiere spielten dabei eine besondere Rolle: die Heidschnucke und die Honigbiene.

Die Schnucken lieferten Wolle und Fleisch. Vor allem aber waren sie Teil eines ausgeklügelten Wirtschaftssystems, das die Heidebauern über Jahrhunderte entwickelten. Heidekraut und Grassoden wurden als sogenannte Plaggen abgestochen und als Einstreu in die Ställe gebracht. Dort vermischten sie sich mit dem Dung der Tiere zu wertvollem Stallmist, der anschließend auf die Felder ausgebracht wurde. Ohne dieses System wären viele Ackerflächen der Heide kaum dauerhaft nutzbar gewesen.

Nicht weniger bedeutend waren die Bienen.

Über Jahrhunderte standen Tausende Bienenvölker in den typischen Heidekörben, den sogenannten Stülpern. Diese aus Roggenstroh geflochtenen Körbe gehörten ebenso selbstverständlich zur Landschaft wie die Schnuckenherden.

Wenn im Spätsommer die Besenheide blühte, verwandelten sich große Teile der Landschaft in ein riesiges Nahrungsangebot für die Bienen. Das Ergebnis war der kräftige Heidehonig, der weit über Norddeutschland hinaus bekannt wurde.

Bereits im Mittelalter gehörte die Lüneburger Heide zu den bedeutendsten Regionen für die Honig- und Wachsproduktion und Celle entwickelte sich zu einem wichtigen Handelsplatz für beide Produkte.

Honig und Wachs – die Schätze der Heide

Heute denken die meisten Menschen bei Bienen zuerst an Honig. Für die Menschen früherer Jahrhunderte war die Sache komplizierter.

Honig war ein begehrtes Nahrungsmittel, denn Zucker blieb lange Zeit teuer und für viele Haushalte nur eingeschränkt verfügbar. Honig gehörte daher zu den wichtigsten Süßungsmitteln überhaupt. Er wurde zum Backen, Kochen und auch für verschiedene Getränke verwendet.

Mindestens ebenso wichtig wie der Honig war das Wachs.

Kerzen aus Bienenwachs galten als besonders hochwertig. Sie brannten ruhiger, rußten weniger als die weit verbreiteten Talgkerzen und wurden deshalb in Kirchen besonders geschätzt. Wer Bienen hielt, gewann somit gleich zwei begehrte Handelswaren.



Über Jahrhunderte prägten sogenannte Stülper das Bild der Lüneburger Heide. Die aus Roggenstroh geflochtenen Bienenkörbe boten Tausenden Bienenvölkern ein Zuhause und bildeten die Grundlage für die bedeutende Honig- und Wachsproduktion der Region.



Ölbrand in Nienhagen. Die Eruption beginnt.
Die Feuerwehrleute haben ihre Posten an den Schutzschilden verlassen

Eine Nacht am brennenden Bohrturm



Oelfeld Nienhagen mit Friedhofskapelle









Der Wollteppich

Zwischen Fachwerk
und Kirchturm
in Celle



Januar

Fr	Sa	So	Mo	Di	Mi	Do	Fr	Sa	So	Mo	Di	Mi	Do	Fr	Sa	So	Mo	Di	Mi	Do	Fr	Sa	So	Mo	Di	Mi	Do	Fr	Sa	So
1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15	16	17	18	19	20	21	22	23	24	25	26	27	28	29	30	31

1.1. Neujahr | 6.1. Heilige Drei Könige*

*nicht in allen Bundesländern



Zentralgebäude der
Leuphana Universität
in Lüneburg

April

Do	Fr	Sa	So	Mo	Di	Mi	Do	Fr	Sa	So	Mo	Di	Mi	Do	Fr	Sa	So	Mo	Di	Mi	Do	Fr	Sa	So	Mo	Di	Mi	Do	Fr
1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15	16	17	18	19	20	21	22	23	24	25	26	27	28	29	30



Blick auf das Alte Rathaus in Celle

Juni

	Mo	Di	Mi	Do	Fr	Sa	So
22	31	1	2	3	4	5	6
23	7	8	9	10	11	12	13
24	14	15	16	17	18	19	20
25	21	22	23	24	25	26	27
26	28	29	30	1	2	3	4